

Nr. 229. Bromberg, den 8. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

8. Fortsetzung.) ———

Die Mutmaßung, daß es Selbstmord gewesen sei, beruhte auf dem Schluß, daß die Begleitumstände jede andere Möglichkeit ausschlossen. Doch Barrant war sich völlig bewußt, daß er den Fall in seinen Einzelheiten noch nicht genügend kannte, um diese Voraussetzung als gegeben hinnehmen zu können. Das einzig Feststehende war, daß von außen niemand in das Arbeitszimmer hätte eindringen können. Barrant hatte, ehe er das Haus betrat, die rückwärtigen Fenster betrachtet. Seine gründliche Prüfung des Schauplatzes stärkte seine Überzeugung, daß sie unersteigbar waren. Unterhalb der Fenster des Arbeitszimmers war nur schmalste Felswand zwischen dem Haus und dem Klippengrat. Ein Abstieg aus den Fenstern — mit Hilfe eines Seils — schien hier ein Wagnis, doch allenfalls möglich. Aber es war völlig ausgeschlossen, auf dem gleichen Wege hinaufgelangen zu können.

Andererseits war die Behauptung der Unzugänglichkeit von innen widerlegt worden, da vor dem Eintreffen der Polizei fünf verschiedene Menschen das Zimmer betreten hatten. Die Handlungen dieser Menschen und deren Beweggründe mußten sorgfältig gewogen und geprüft werden, ehe man darüber schlüssig werden konnte, was die Entdeckung jener Fingerabdrücke zu bedeuten hatte.

Das ein wenig atemlose Eintreten von Inspektor Dawfield setzte Barrants Gedankengang ein Ende. Jener erzählte, daß Sergeant Pengowan, in dem ängstlichen Streben, die Korrektheit seines amtlichen Berichtes aufrechtzuerhalten, ihn an der Rückseite des Hauses die Klippen entlang an viele halsbrecherische Stellen geführt hatte, um die Unmöglichkeit zu veranschaulichen, daß irgend jemand von außen her in Robert Turolds Zimmer gelangen konnte. Der Sergeant säße eben in einem der unteren Zimmer und lege seine Gründe für diese Annahme schriftlich nieder. „Es ist eine Art vertraulicher Bericht“, erläuterte Dawfield. „Er fürchtet für seinen guten Ruf.“

„Er darf sich die Mühe sparen“, entgegnete Barrant. „Wenn irgendwo, ist Aufschluß über Robert Turolds Tod in diesen beiden Zimmern zu finden.“

In seinen Worten lag etwas, was Dawfield schnell aufblicken ließ. „Entdeckten Sie etwas?“ fragte er.

„Fingerabdrücke auf dem linken Arm, von einer linken Hand herrührend, wie mir scheint.“

Er hob den losen Ärmel von dem Toten, und Dawfield besah die Abdrücke aufmerksam: „Seltsam!“ sagte er. „Und verdächtig!“

„Sehr seltsam, und gewiß verdächtig. Nur fragt es sich: ist es verdächtig genug, um Selbstmord als Fiktion erscheinen zu lassen? Die Abdrücke sind zu schwach, als daß wir imstande wären, zu bestimmen, ob sie aus allerletzter Zeit stammen. Allerdings glaube ich, das annehmen zu können. Möglicherweise entstanden sie, als die Leiche im anderen Zimmer gehoben und hierhergetragen wurde.“

„In diesem Fall hätte man unterhalb des Armes Spuren finden müssen. Beim Heben einer schweren Last, wie ein Leichnam es ist, ist es üblich, die Hände unter die Schultern zu legen, um leichter tragen zu können.“

„Daran ist manches wahr, doch ist es keineswegs gewiß. Es hängt von der Lage der Leiche ab. Nach Pengowans Bericht wurde Robert Turold auf dem Gesicht liegend gefunden. Sein Körper mußte vor dem Heben gewendet werden, und dabei mag es zu diesem Griff gekommen sein. Wir müssen das herausfinden.“

„Das können wir sofort, indem wir Thalassa befragen. Er half Pengowan, den Leichnam hierherzutragen.“

„Gerade das möchte ich nicht“, sagte Barrant schnell. „Wir müssen uns vor Augen halten, daß Thalassa zurzeit verdächtigt wird. Frau Pendletons Vermutungen mögen nur geringe Grundlage haben, wir müssen sie aber doch mit in Erwägung ziehen.“

„Beabsichtigen Sie überhaupt, ihn zu verhören?“

„Nicht jetzt. Als er mich heraufführte, sah er aus wie einer, der auf seiner Hut ist, der ein Verhör erwartet. Ich merkte es gleich und beschloß, vorderhand nichts zu sagen. Später dann, wenn er nicht mehr daran denkt. Hält er dann mit etwas zurück, kann ich es leicht aus ihm herausbringen. Doch dürfen wir nicht vorschnell feststellen, daß jene Fingerabdrücke die seinen sind.“

„Warum sprechen Sie so?“ fragte Inspektor Dawfield.

„Thalassa hat eine lange, knochige Hand, mit Fingern, welche von harter Arbeit verdickt sind. Ich merkte das, als er von der Treppe aus mir diese Zimmer zeigte. Dies hier sieht aber aus, als rührte der Griff von einer kleineren Hand mit schmächtigen Fingern her. Sehen Sie doch, wie nah beieinander die Abdrücke liegen! Und sie rühren nicht von den Spitzen der Finger her, sondern von deren mittlerem Glied! Das Ganze ist verdächtig, unleugbar verdächtig!“

„Die Tür aber war von innen verschlossen“, sagte Dawfield. „Daran müssen wir immer wieder denken.“

„Und der Schlüssel wurde im Zimmer gefunden. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß nach dem Aufbrechen der Tür das Zimmer von einigen Menschen betreten wurde, einschließlich dem Bruder des Verstorbenen. Es scheint, daß er zuerst zu Dr. Ravenshaw von Selbstmord sprach, und später auch zu Pengowan. Wissen Sie näheres über den Bruder?“

„Ich persönlich weiß nichts. Pengowan erzählte mir, daß Robert Turold vor etwa sechs Wochen für seinen Bruder und dessen Sohn Zimmer im Kirchdorf mietete. Sie trafen tags darauf ein und sind noch hier. Es scheint, daß die Brüder auf ziemlich vertrautem Fuße standen und einander täglich trafen, bald im Kirchdorf, bald in diesem Hause.“

„Kennen Sie den Inhalt des Familienrats, der gestern nachmittag nach der Beerdigung hier stattfand?“

„Alles, was ich weiß, ist, daß Robert Turold der Familie mitteilte, er stehe im Begriff, den suspendierten Adel

wiederverliehen zu erhalten. Frau Pendleton erzählte nicht viel Einzelheiten, doch sagte sie, ihr Bruder habe seine Tochter ihr anvertraut und habe ihnen seine künftigen Pläne ausführlich entwickelt."

„Sie deutete nicht an, welcher Art diese Pläne waren?"

„Nur ganz flüchtig. Ich erinnere mich, daß sie sagte, ihr Bruder sei ein vermögender Mann: das einzige wohlhabende Familienmitglied, waren ihre Worte. Doch hauptsächlich sprach sie von ihrem Verdacht gegen den Diener, den sie durch die Tür beim Lauschen erblickt haben will. Sie war sehr gesprächig und erregt — so sehr, daß ich ihren Worten nicht viel Bedeutung schenkte und nur wenig Fragen stellte."

„Es ist von allergrößter Wichtigkeit, daß wir trachten, soviel als möglich über den gestrigen Familienrat zu erfahren. Möglich, daß dies etwas Licht auf Robert Turolds Sterben wirft. Ich kann jetzt noch nicht sagen, ob es Selbstmord war oder nicht, aber abgesehen von verdächtigen Einzelheiten halte ich Frau Pendletons Voraussetzung für berechtigt, daß ein reicher, erfolgreich tätiger Mann, wie ihr Bruder es war, sich nicht das Leben nahm, falls nicht ein verborgener Grund für ihn bestand, der ihn dazu zwang. Mit größerer Kenntnis der Dinge, die gestern unten besprochen wurden, könnten wir vielleicht leichter darüber urteilen. Es scheint mir ein sehr eigentümlicher Fall, — mit charakteristischen Zügen. Vor allem will ich alle Personen verhören, die gestern am Familienrat teilnahmen. Ist Austin Turold ein armer Mann?"

„Darüber weiß ich nichts. Doch was hat das damit zu tun?"

„Mag sein, daß es viel damit zu tun hat. Er könnte eine Erbschaft von Robert erwartet haben."

„Sie verdächtigen doch nicht den Bruder?"

„Ich verdächtige vorläufig niemanden. Ich sichte nur das uns bis jetzt bekannte Material und denke nach, was ihm zu entnehmen ist. Robert Turold wird in seinem Arbeitszimmer tot aufgefunden, mit den Händen auf einer alten Uhr, in welcher er wichtige Dokumente verwahrt, darunter sein Testament. Diese letzte Auskunft danken wir Austin Turold. Woher aber wußte Austin Turold, daß seines Bruders Testament im Uhrkasten lag? Hatte Robert es ihm gesagt oder hatte er es erraten? Kannte Austin den Inhalt des Testamentes? Was wollte Robert bei der Uhr? Sein Testament vernichten? Und geschah dies, bevor oder nachdem er angeschossen worden war oder sich selbst erschoß? Dies sind Fragen, die wir, ohne mehr zu wissen, nicht beantworten können, aber sie scheinen mir auf das Bestehen eines Familiengeheimnisses hinzuweisen, das uns unbekannt ist. Doch wir müssen es finden. Ich möchte erst Austin Turold verhören und dann, wenn meine Zeit es erlaubt, bei Dr. Ravenshaw vorsprechen. Sie sind doch so freundlich, mich auf der Rückfahrt nach Penzance im Kirchdorf abzusetzen. Es ist nicht nötig, Sie länger hier aufzuhalten."

Sie fuhren mit dem Automobil nach dem Kirchdorf, und vom Rücksitz aus wies Pengowan den Weg nach der Wohnung von Austin Turold.

13. Kapitel.

„Ich möchte einige Fragen an Sie richten," sagte Barrant zu Austin Turold, „Fragen, die mit Ihres Bruders Tod zusammenhängen."

„Darüber weiß ich nur wenig. Es war ein furchtbarer Schlag für mich, das müssen Sie mir glauben, und er zwingt mich wahrscheinlich, länger an diesem gräßlichen Ort zu bleiben, als ich beabsichtigt hatte, — sehr gegen meinen Willen."

„Ich hörte, daß Sie auf Ihres Bruders Wunsch nach Cornwall kamen?"

„Ja. Mein Bruder rief vor mehr als einem Monat mich und meinen Sohn, und wir reisten gleich. Ich komme der weiteren Frage zuvor, die ich schon auf Ihren Lippen sehe, und sage Ihnen den Grund dieses sofortigen Kommens: Robert war der reiche Bruder und ich war der arme, — ein schäbiger Anglo-Indier, der diesseits des Grabes nichts sonst besitzt als eine kärgliche Pension.

Als wir ankamen, hatte Robert bereits diese Zimmer für uns gemietet. Mir war es recht, denn ich mag die heutigen Hotels nicht, seitdem die neuen Reichen sie überfluten. Seither lebte ich hier und traf meinen armen Bruder jeden Tag. Mein Hausherr ist Künstler, das heißt, er malt ewig Bilder, die niemand kauft. Die armen Leute, die ihr Auskommen nicht fanden, waren genötigt, Mieter zu nehmen. Ich bin recht zufrieden. Mein Sohn verbringt seine Zeit mit Spaziergängen durch die Wildnis. Ich bedauere, daß er auch eben jetzt nicht zu Hause ist."

Das Gespräch wurde durch den Eintritt einer ältlichen Magd unterbrochen, die kam, um zu fragen, ob Herr Turold noch Tee wünsche. Auf die verneinende Antwort verschwand sie so geräuschlos, wie sie gekommen war.

„Ich sehe, Sie betrachten unser Stubenmädchen", sagte Austin Turold, der dem Blick seines Besuchs gefolgt war.

„Ein seltsames Stubenmädchen", meinte der Detektiv. „Sie erinnert mich an — an —"

„An einen Zweifarbenholzschnitt", half Austin Turold weiter. „Ihr Gesicht ist ihr Glück. Sie sitzt Brierly — dies ist mein Wirt — zu seinem neuesten Versuch. Aber all dies gehört nicht hierher, Herr Barrant. Was wollen Sie von mir wissen?"

„Alles, was Sie mir über Ihres Bruders Tod berichten können", sagte der andere mit Nachdruck.

„Aber was kann ich Ihnen sagen, ohne daß Sie selbst es nicht schon wüßten?" rief Austin Turold und hob die Augenbrauen mit hilflosem Blick. „Fragen Sie, was Sie fragen wollen, und ich will mich bemühen, Ihnen gut zu antworten." Austin Turold legte den Zwicker ab und verharrte, ganz Erwartung, den Blick auf das Gesicht des Detektivs geheftet.

„Ihre Ansicht ist also, daß Ihr Bruder Selbstmord beging?" fragte dieser abermals.

„Ich halte keinen anderen Schluß für möglich."

„Aber hatte er irgendeinen Ihnen bekannten Grund, sich zu töten?"

Austin zuckte die Achseln. „Ein Selbstmord ist nicht immer an einen Grund gebunden", bemerkte er. „Doch in Roberts Fall gab es einen, wenigstens scheint es mir so. Ich hatte ihn durch viele Jahre nicht gesehen, doch während unserem jetzigen nahen Beisammensein fiel mir zweierlei auf: Seine maßlose Verschlossenheit und sein überragender Stolz — Stolz auf den Familiennamen. Diese beiden Charakterzüge bestimmten alle seine Handlungen. So sehr er es einerseits haßte, anderen sein Inneres preiszugeben, — diese Zurückhaltung wurde doch zuweilen vom stärkeren Einfluß seines Familienstolzes überholt, wenn dies ihm zur Förderung seines Lieblingsgedankens — der Erweckung des Adelstitels — nötig und wünschenswert schien. Menschen, die wie mein Bruder, ein einsames, in sich versponnenes Leben führen, werden überempfindlich und gehen nur mit äußerster Zurückhaltung an irgendwelche persönliche Enthüllung. Sie werden zu einer solchen erstarken, wenn die Gelegenheit es dringend fordert, doch die Nachwirkungen, die innerlichen Vorwürfe und Qualen, die ein selbstbewußter, stolzer Mann erleidet, wenn er sich die Wirkung vergegenwärtigt, die seine Eröffnung auf andere üben muß, mögen manchmal unerträglich sein."

Austin entwickelte die Schilderung von seines Bruders Seelenverfassung mit einer Ernsthaftigkeit, die Barrant empfinden ließ, daß er aufrichtig war.

„Ja, das kann ich verstehen", sagte er und nickte nachdenklich.

„Ich glaube, das dies meinem Bruder widerfuhr, als er sich gestern veranlaßt sah, ein schmachvolles Familiengeheimnis zu enthüllen, das ihn in seinem wundesten Punkte traf, — in seinem Familienstolz."

„Einen Augenblick", unterbrach Barrant ihn überrascht, „Ich kann Ihnen hier nicht folgen. Von welchem schmachvollen Familiengeheimnis sprechen Sie?"

Austin Turold war nun seinerseits verblüfft. „Es handelte sich um seine Ehe und um seiner Tochter Legitimität", sagte er leise. „Meine Schwester sagte es vermutlich dem Polizeiinspektor in Penzance, als sie ihn um Hilfe anging?"

„Ich weiß nichts davon", sagte Barrant schnell und nachdrücklich. „Sie würden mich verbinden, wenn Sie sprechen wollten."

(Fortsetzung folgt.)

Christliche Seefahrt.

Skizze von Max Dreyer.

Die Kinder der Wittower Bucht teilte die seit mehr als einem Menschenalter dort waltende weise Frau, Mutter Kaßboom, in Nebelkinder und Sonnenkinder ein, wofür ein mystischer, höchsteigener Kalender ihr die Erklärung gab. Solche Nebelkinder wurden nie so recht ihres Daseins froh, die meisten nahmen die Schwermut mit ins Grab „nur Begnadeten war es vergönnt, sich durch ein großes erleuchtendes Erlebnis, durch ein Damaskus aus dem trübenden und lastenden Dunst zu lösen.

Auch einer von ihnen: der junge Steuermann Heine Bobsien. Aus dem stillen, scheuen und versunkenen Jungen war ein langer, hartknochiger und dickschädliger Seemann geworden, der gegen die Tücken und Nücken dieser krausen Welt nur eine Waffe führte, sein wachsendes Mißtrauen. Seine Mutter, die auf der Seite des Lichts und der Zuversicht wohnte — „ohn' Festhalten keine Habe", sagte sie, und „nur mit Glauben zwingst du das Leben" —, betrachtete Argwohn als die schlechteste Waffe von der Welt, die den Träger selbst mehr schlägt, als sie ihn schützt.

Es fiel ihr ein Stein vom Herzen, als Fine Brodersen, die fröhliche Lotsentochter mit dem Glanz von Weißgold im Haar, Gefallen an ihrem Jungen fand. Die hatte eine leichtblütige Kopenhagenerin zur Mutter. Als Steuermann war Vater Brodersen mit ihr in der Frauenkirche von Kopenhagen getraut worden, dem jungen Paar hatte der Thorwaldsensche Christus den Segen gespendet. Kleine Holzbilder von ihm waren bei Brodersens gute Hausgeister.

Heine Bobsien kam als Steuermann auf den Stettiner Gafferschoner „Herr Senator", der Weizen nach Oslo und von dort Heringe zurückbringen sollte. Als Matrose hatte sich auf demselben Schiff Otten Riemer verheuert, der ein paar Jahrgänge jünger war . Von dem konnte man nun nicht behaupten, daß er an Schwermut litt. Der grübelte nicht am Leben herum; der liebte es, wie es war.

Am Sonntag Morgen sollten die beiden an Bord gehen. Im Dorfkrug gab es Tanz. Der Wirt, Korl Vollhagen, hatte ein großes Grammophon für den Saalbetrieb — o, in Wittow war man auf der Höhe —, und die neuesten Schlagerplatten besaß er auch.

Heine Bobsien tanzte nicht, wohl aber Otten. Und die gertenschlanke Fine liebte den Tanz wie er. Den Tango brachte er ihr bei. Sie hatte gleich die Schritte erfaßt. Widerwillig hörte Heine auf die schmalzgeölten Rhythmen, über die der Mann im Grammophon dann noch seinen leichtfertigen Text hinschmierte: „Wenn du einmal dein Herz verschenkst, dann schenk' es mir — und wenn du mal ans Küssen denkst, dann komm zu mir!" „Wenn du mal ans Küssen denkst" — war das nicht zum Dreinschlagen? Aber Fines blanke Zähne lachten, und der blonde Kamm auf Ottens hübschem Kopf hob sich siegesgewiß.

Heine ließ sich schwer von der Mutter dazu bewegen, am andern Morgen bei Brodersens Lebewohl zu sagen. Fine war heute nicht die leichthin Schwebende. Ein tiefer Schein stand in ihren hellen Augen. Zum Abschied gab sie ihm eins von den kleinen hölzernen Christusbildern. „Das sollst du in deiner Koje bei dir behalten."

Da wollte ihn etwas überwältigen. Aber nun ging er dagegen an. Gestern diese leichtfertige Tanzerei — „und wenn du mal ans Küssen denkst" — und heute Christus. Ja, das kann euch so passen. Christus, was ist er dir, was ist er euch, was ist er der ganzen Welt im Grunde anders als der sehr bequeme Verzeiher und Erlöser von aller Sündenschuld!

Heine stieß hervor: „Was soll ich damit!" Sie schrak zurück und starrte in seine Augen. — —

Der „Herr Senator" hatte bei stetigem Ost — es war sonnige Septemberzeit — an Rügen vorbei, durch den Sund und durchs Kattegatt eine glatte Fahrt. Der alte Kapitän und Schiffseigentümer, Johann Bartels aus Travemünde, leidenschaftlicher Schachspieler, hatte vollauf Zeit, mit seinem Steuermann am Brett zu sitzen.

Aufs Vorderschiff kam Heine so gut wie nie. So geschah es, daß er das, was mit eisiger Hand ihm das Herz zerdrückte, erst mitten auf der Fahrt zu Gesicht bekam.

An dem Fockmast, etwas über Manneshöhe, war ein kleines Holzbild des Thorwaldsenschen Christus angebracht.

Was Bobsien den Bootsmann noch zu fragen hatte, er mußte es selber nicht. „Das hat Otten Riemer da angepinnt", vernahm er. In seinen Augen starb etwas, sie wurden glasig und leer. Beim Schach war er so in sich versammelt und verkrampft — das erste mal, daß er den Alten matt setzte.

Und die Rückkehr nun. Bei hartem Süd-Südwest gab es schwere Arbeit, dann ging der Wind nördlicher, und jetzt kamen sie in fliegenden Sturm. Der graue, stichelhaarige Alte, schrägbeinig, mit den kugeligen Augen, die überall waren, zäh und wendig und immer obenauf wie ein Seehund — jetzt war er an seinem Platze. Neben ihm auf der Brücke, alle angeseilt, der Steuermann und der Mann am Ruder.

Sie waren im Kattegatt, dem tückischsten, mörderischsten aller nördlichen Gewässer. Der Alte hatte die Karte im Kopf, er war wohl bekannt mit all den Bänken und vermaledeiten Sanden.

Wie wahnsinnig war die See geworden. Deck und Back lagen unter brüllendem Gischt. Längst fuhr man mit Sturmsegel. Die Mannschaft stand auf dem Achterdeck, an die Reling geklammert. Oft bis über die Knie wühlte ihnen der wild strömende Sug.

Da sieht der Alte zu seinem Schreck, daß sein Schiff nicht Kurs hält. Das Focksegel drückt sie ab, leewärts aber liegt eine Untiefe, da ist der Untergang. Die Schoten müssen losgeschmissen werden, auf der Stelle.

„Das Focksegel los!" brüllt der Alte durch den Sturm zu der Mannschaft. Aber das ist über Menschenmöglichkeit. Hier hat kein Befehl mehr Kraft. Hier gilt nur noch das „Freiwillige vor!" — „Wer will?" brüllt er nach.

Keiner von der Mannschaft. Da klettert Heine Bobsien, der Steuermann, die Treppe hinunter. Fliegt an die Reling — duckt sich unter die See, die überkommt — tastet sich, wühlt sich, drängt sich, würgt sich durch die brausenden Wasser bis ans Vorderhaus. —

Aber schon ist ein Kamerad auf seinen Fersen — Otten Riemer. Gemeinsam schmeißen sie die Schoten los — das graue Segel fliegt und rattert in die Lüfte. —

Und wieder stürzt eine wilde See über sie her. —

Heine kann sich halten. Otten kommt von den Füßen — eine neue Sturzsee spült ihn über die Reling.

Heine — warum ist er nicht zu ihm gesprungen? Warum nicht? Gerade zu ihm! Aber hatte er nicht genug mit sich selber zu tun? Ebenso gut hätte es ihn treffen können — nun hat es den andern genommen. Wie ein Blitz zickzackt es ihm betäubend durchs Hirn.

Dann der erste Gedanke: ihm nachwerfen, woran er sich halten kann. Von den Rettungsringen am Vorderhaus schwimmt einer halb losgelöst in der Trift. Heine schleudert ihn in die Wogen. Ihm ist es, als sähe er dort den Kopf — und jetzt am Fockmast ein Klappern — das kleine Christusbild — es flattert und fliegt, als wolle es dem Verlorenen nach. Heine reißt es los — verwirrt, verstört, verzückt, weiß kaum, was er tut — hilf du, wenn du willst und kannst! — und wirft es ins Meer — —

Und dann ist helle harte Klarheit in ihm. Mit wilder Kraft drängt er zurück zum Achterdeck. „Seilt mich an!" befiehlt er den Leuten. Sie gehorchen, benommen, willenlos. Er springt in die Wellen. Da vor ihm der andere. Der Rettungsring treibt abseits. Das kleine Bild hat er in der Hand. Und bleibt mit ihm oben. Heine ist bei ihm. Nimmt seine andere Hand. Zieht ihn mit sich. Die Leute setzen alles ein, was sie können, die beiden nach oben zu fieren. Und sie fieren sie auf.

Heine liegt in abgrundtiefem Schlaf, dicht an des Todes Grenze. Da ist ihm Verklärung beschieden. Der Heiland steht vor ihm, leuchtend, mit segnenden Händen.

Am andern Morgen ist Sonnenhelle. Sie bringen das Bild des Herrn am Fockmast wieder an. Der Alte spricht, verschämt, unwillig scheu, mit seiner sturmrissigen krächzenden Stimme die Worte: „Dem Helfer aus Seenot Lob und Dank." Das ist der Gottesdienst an Bord des Gaffelschoners „Herr Senator", der um Haaresbreite dem Untergang entging.

Als Heine nach Hause kommt, sieht die Mutter das neue Licht in seinem Auge. Wortlos glückselig streicht sie ihm

übers Haar, ihrem Fleisch und Blut, das zu ihrem Wesen sich entschlossen hat.

Und Fine sieht das Licht. Aufschluchzend, aufjauchzend schlägt sie die ranken, festen Arme um ihn, den sie liebt.



Bunte Chronik



* **Haben alte Eltern die klügsten Kinder?** Die Frage nach dem besten Heiratsalter ist stets viel behandelt worden. Heutzutage, da die Menschen durchschnittlich um eine ganze Reihe von Jahren älter werden als früher, hat sich auch der Begriff des besten Heiratsalters verändert. Während man früher Dreißigjährige schon für „alt" erklärte, hält man sie heute für jung, und überhaupt besteht die Tendenz, das jugendliche Alter möglichst weit hinauszuschieben. Aus diesem Grunde wird man auch Personen, deren „reiferes Alter" man früher für zu spät zur Ehe ansah, heute durchaus noch die Berechtigung zur Heirat zugestehen. Für ein höheres Heiratsalter spricht aber auch die Erfahrung der eugenischen Wissenschaft, die sich in letzter Zeit vielfach mit diesem Problem beschäftigt hat. Als noch das Sprichwort galt „Jung gefreit, hat niemand gereut", war man auch der Ansicht, daß die besten Kinder aus jungen Ehen entsprießen, aber wissenschaftliche Beobachtungen des amerikanischen Eugenikers Casper Redfield führen zu andern Ergebnissen. Zunächst einmal ist bei jungen Eltern, die vielleicht noch nicht einmal das zweite Jahrzehnt vollendet oder im Anfang des dritten stehen, die körperliche Entwicklung noch nicht völlig beendet. Besonders macht die Neigung zu tuberkulösen Erkrankungen die Mutterschaft in jungen Jahren gefährlich, und eine solche selbst noch gefährdete Mutter wird auch nur zarte Kinder haben. Gegen Ende der Zwanziger- und Anfang der Dreißigerjahre befinden sich sowohl Mann wie Frau auf der Höhe ihrer körperlichen Kraft. Aber auch in der geistigen Entfaltung ist erst dann das Höchstmaß erreicht. So weit bisher statistisches Material vorliegt, sind die Kinder von Eltern in diesem Alter körperlich und geistig gesünder und leistungsfähiger als die von jüngeren Eltern. Bei einer beträchtlichen Zahl von genialen Menschen sind die Eltern nicht mehr jung gewesen. So waren die Väter von Walter Scott, Edison, Benjamin Franklin, George Washington über 40 Jahre alt. Goethes Vater zählte 39 Jahre, als sein Sohn Wolfgang geboren wurde, Shakespeares Vater 35, als der große William das Licht der Welt erblickte. Sowohl der Vater wie die Mutter Napoleons waren bereits über 30 Jahre alt, als er geboren wurde. Auch Shaw, der sowohl körperlich wie geistig zweifellos eine ausgezeichnete Erbmasse mitbekommen hat, wurde geboren, als sein Vater bereits in den Vierzigerjahren war. Nach der Anschauung Redfields, die sich auf ein großes Material stützt, ist das beste Alter für die Erzeugung tüchtiger Kinder bei der Mutter in den Dreißigerjahren und beim Vater bis Mitte der Vierzigerjahre.

*

* **Die bestandene unvorhergesehene Flugprüfung.** Ein Erlebnis, das sich durch seine Ungewöhnlichkeit von der Fülle der Alltagsereignisse unterscheiden sollte, war der sehnlichste Wunsch des Studenten Norman Curtice von der Universität Cincinnati. Deshalb meldete er sich kürzlich zur Teilnahme an einem Flugkursus auf dem Felde von Columbus (Ohio). Nach einigen Stunden theoretischen Unterrichts nahm ihn der Lehrer zum erstenmal an Bord eines Flugzeuges. Dem jungen Mann gefiel der ungewohnte Nervenkitzel außerordentlich, besonders als der Flieger in tausend Meter Höhe seine Maschine bald auf den rechten, bald auf den linken Flügel stellte, Sturzflüge machte und zuletzt mit dem Kopf nach unten flog. Plötzlich aber riß der Gürtel des Piloten, und der Fluglehrer stürzte aus dem Führersitz. Einen Augenblick lang sah Curtice dem Fallenden mit offenem Munde nach, bis der Schirm sich öffnete. Dann fiel dem jungen Manne ein, daß er alles versuchen mußte, um sein Leben zu retten. Er hätte sich nur loszuschnallen und hinter dem Piloten her fallen zu lassen brauchen. Daran dachte aber Curtice im Augenblick überhaupt nicht. Alles, was er im theoretischen Unterricht gehört hatte, schoß ihm kunterbunt durch den Kopf. In seiner Verwirrung führte er wahllos Griffe aus und merkte nur als deren einziges Ergebnis, daß sein Flugzeug noch immer auf dem Kopf stand und wie ein aufgescheuchter Brummer bald im Zickzack, bald im Kreise flog. Schließlich ließ ihn der Zufall doch den richtigen Griff ausführen, und eine Sekunde später saß Curtice zu seinem größten Erstaunen wieder mit dem Kopf nach oben im Führersitz. Nun kam ihm die ruhige Überlegung wieder, und er suchte nach dem Landungsplatz. Der lag unglücklicherweise weit hinter ihm, während in der Flugrichtung nur Häuser, Bäume und Zäune grinsten: „Komm herunter und brich dir den Hals!" Doch Curtice ließ sich jetzt nicht mehr entmutigen. Er versuchte es ein wenig mit dem Seitensteuer, und er konnte den Apparat tatsächlich in großer Schleife ohne Beschädigung zur Erde bringen. „Sie haben die unvorhergesehene Prüfung glänzend bestanden", begrüßte ihn auf dem Flugplatz sein überglücklicher Pilot.

*

* **Fürst und Aschenbrödel.** Das Leben macht sich schon einmal den Spaß, so süß und so kitschig mit dem Schicksal zu spielen wie irgend ein Dutzendfilm. Aga Khan ist ein indischer Fürst, so märchenhaft reich wie nur in Indien Fürsten sein können — er ist nebenbei bekannt als ein Führer der indischen Mohammedaner. Dieser asiatische Despot liebte es, wie viele seinesgleichen, den Überfluß seiner irdischen Güter an den mondänen Stätten Europas zu verbrauchen. Er ist seit Jahren Saisonstammgast in Aix les Bains an der Riviera. Auch in diesem Herbst war er wieder mit großem Gefolge eingetroffen. In Begleitung von drei seiner Sekretäre besuchte er vor einigen Wochen auf einem Autoausflug eine kleine Konditorei in Chambery. Und hier kam das Wunder der ganz großen Liebe und noch dazu auf den ersten Blick über ihn. Zwei hübsche Schwestern bedienten in der Konditorei, eine blonde und eine brünette. Aga Khan verliebte sich leidenschaftlich in die Brünette (im Film oder bei der Courts-Mahler wäre es bestimmt die Bonde gewesen). Er kam am nächsten und am übernächsten Tage wieder und wagte es schließlich, die Angebetete zu einem Autoausflug einzuladen. Aber er holte sich einen Korb, und er wurde mit noch größerer Entrüstung abgewiesen, als er sich als der bekannte indische Krösus zu erkennen gab, und dem Mädchen unverblümt das Angebot machte, seine Geliebte zu werden. Auf den Inder machte dieser Widerstand, den er offenbar bis jetzt in Europa nicht gefunden hatte, einen so starken Eindruck, daß er in aller Form um die Hand der schönen Französin anhielt. Jetzt wurde er in Gnaden erhört und seit vierzehn Tagen sind die Beiden offiziell verlobt. Aga Khan erklärt, seine Braut sei der erste Mensch, der ihm auf dieser Erde Respekt eingeflößt habe. Im November soll Hochzeit gefeiert werden, und er hofft, daß seine Ehe sehr glücklich sein wird. Wir wollen es dem kleinen Servierfräulein von Herzen gönnen. Es ist doch nur zuweilen eine Lust, zu leben.

*

* **Der Kraftwagen als Heiratsvermittler.** Man soll nicht scheel hinter den jungen Damen hersehen, die mit mehr oder weniger Geschicklichkeit ihren Wagen selbst lenken und Leben und Gesundheit der Fußgänger durch alle möglichen unvorhergesehenen Kunststückchen gefährden. Vielleicht sind es nämlich nur Heiratslustige, die das Beispiel ihrer Liverpooler Schwester nachahmen wollen. Diese schöne Kraftfahrerin ersah sich kürzlich einen gut aussehenden, sonst harmlosen jungen Mann und Fußgänger zum Opfer aus und fuhr ihn aus Unachtsamkeit über den Haufen. Dann tat ihr der Ärmste sehr leid, und sie schaffte ihn mit Tränen im Auge zum Arzt. Am anderen Tage plagte sie ihr Gewissen, und sie erkundigte sich nach dem Befinden ihres Opfers. Bei diesem war glücklicherweise kein edler Teil derartig schwer verletzt, daß sich der junge Mann nicht sehr gut mit seiner Angreiserin hätte unterhalten können. Diese war so nett, daß er schließlich ihr freundliches Angebot, ihn gesund zu pflegen, mit Dank annahm. Nachdem der Roman nun schon einmal so weit gediehen war, kann es natürlich nicht verwundern, daß auch das berühmte „glückliche Ende" in Form einer Verlobung am Bette des Genesenden eintrat. Hoffentlich findet diese Art der Heiratsvermittlung nicht zu viele Anhänger.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.